

Redaktion, Administration, Druckerei:
 L. Kolowratring, Pflanzgasse 8-11.
 Telefon-Nummern Redaktion 87588 Serie,
 Administration 7024. Inserationsabteilung 1088.
 Prepper-Redaktion: Vinohrady, Marshall Pochova 71.
 Administration für die Slowakei: M. Weiss,
 Bratislava, Plochova 2.
 Abonnement für Wien und das Inland:
 Monatlich:
 Dem Abnehmer im Stadtpostamt, L. Schuler-
 strasse 15 (Telephon 78442), oder in der
 Pflanzgasse 8-11 und in den erschlief-
 stellen (Traikens) oder mit Postzustellung **K 70.000**
 Bei täglich einmaliger Versendung in die
 Provinz (Nr. 331 der öst. Zeitungsliste) **K 70.000**
 Bei täglich zweimaliger Versendung in die
 Provinz (Nr. 333 der öst. Zeitungsliste) **K 71.000**
 Abonnement für das Ausland:
 Mit Postversendung täglich einmal zweimal
 Tschechoslow. Republik Cz. K. 35 30
 Ungarn Ung. K. 75.000 77.000
 Jugoslawien Dinar 110 118
 Deutschland Goldmark 8
 Polen Zloty 8
 Frankreich Francs 30
 Italien Lire 35
 Rumänien Lei 250
 Alle übrigen Staaten ö. K. 110.000

Preis K. 2800.
 Inseraten-Annahme
 In unserem Bureau Wien I., Pflanzgasse Nr. 11
 (Tel. Nr. 1088), L. Wellzelle 20 (Tel. Nr. 78442),
 L. Schulerstrasse 15 (Tel. 71289, 81 Anz.) und bei
 allen Inseraten-Bureaus des In- und Auslandes.
 Inserationspreise nach aufsteigendem Satz.
 Postsparkassenkonti:
 Wien Nr. 25.170 | Agrar Nr. 40.770
 Prag Nr. 25.170 | La-bach Nr. 30.270
 Budapest Nr. 25.170 | Sarajevo Nr. 70.270
 Warschau Nr. 190.170.
 Postcheckkonto Berlin Nr. 132.765.
 Konto bei der Schweizerischen Kreditanstalt,
 Zürich; der Banca Commerciale Triestina, Triest;
 der Banca Marzarosch, Blank & Co., Bukarest.
 Strassenverkauf durch die Koperiere der Firma
 Goldschmidt, L. Wellzelle 11.
 Abonnements können nur verbahnt werden einer ent-
 sprechenden Nachzahlung bei eventuellen Preis-
 erhöhungen entgegengenommen werden.
 Für die an Agenten, Anwärter oder Vertriebsmann
 bezahlte Beiträge leisten wir keine Garantie.

Neue Freie Presse.

Morgenblatt.

Nr. 21700

Wien, Mittwoch, den 11. Februar

1925.

Excelsiorhotel
 am Anhalter Bahnhof
 Größtes Hotel
 des Kontinents
 5 Uhr Thee
 Eine Sehenswürdigkeit Berlins

Kommunistische Feuerungs- erzeuge in Prag.

Revolvergeschüsse gegen die Polizei. Mehrere Verletzte.

Im redaktionellen Teil (Aleine Chronik, Vokalbericht,
 Theater- und Kunstnachrichten, Economist) enthaltene ent-
 gegentliche Mitteilungen sind durch + kenntlich gemacht.

Günstiger Eindruck der Rede Uhrers.

Französische Stimmen.

Paris, 10. Februar.
 Der „Temps“ bringt einen Bericht aus Genf unter
 dem Titel „Erfolg der österreichischen Dele-
 gation“, worin er den ausgezeichneten Eindruck
 hervorhebt, den die Erklärungen des Finanzministers Doktor
 Uhrer gemacht haben. Der „Temps“ stellt fest, daß die
 alarmierenden Gerüchte, die im Ausland über die
 Lage in Oesterreich im Umlauf gewesen sind, deutlich
 zum Schweigen gebracht wurden.
 Die Agence Havas meldet aus Genf: Das Finanz-
 komitee des Völkerbundes hat seine Arbeiten, betreffend die
 finanzielle Wiederherstellung Oesterreichs, abgeschlossen. In
 einer Resolution wurde anerkannt festgestellt,
 daß ein großer Teil der in der Sitzung des Völkerbundes im
 vorigen Herbst von Oesterreich übernommenen Ver-
 pflichtungen bereits erfüllt worden und die Er-
 ledigung des Restes dieser Verpflichtungen bereits vorbereitet
 sei. Der Finanzminister der neuen Regierung, Dr. Uhrer, der
 vom früheren Minister des Auswärtigen Dr. Grünberger be-
 gleitet war, hat durch seine streng sachlichen Ausführungen,
 die er in energischem Tone vorbrachte, den besten
 Eindruck gemacht, zumal man aus seinem Munde die
 Erklärung erhielt, daß auch die neue österreichische Re-
 gierung unbedingt auf dem Standpunkte der strengen Ein-
 haltung des Genfer Paktes stehe und fest entschlossen sei,
 das Sanierungswerk zu vollbringen.

Verhaftung Hoesles.

Wegen Verdachts der passiven Bestechung.
 Telegramm unseres Korrespondenten.
 Berlin, 10. Februar.
 Der frühere Reichspostminister Dr. Hoesle ist heute
 nachmittag im Gerichtsgebäude, wohin er zu einer
 Vernehmung vom Oberstaatsanwalt Dr. Linde vorgeladen
 war, verhaftet worden. Der Haftbefehl erfolgte auf Grund
 des Verdachts der passiven Bestechung.
 Hoesle hatte bekanntlich die Staatsanwaltschaft ersucht,
 von seiner Festnahme abzusehen, da er nicht an eine Flucht
 denke. Nach einer längeren Beratung entschied sich aber die
 Staatsanwaltschaft heute nachmittag doch, zur Verhaftung
 Hoesles zu schreiten.
 Maßgebend für den Beschluß der Staatsanwaltschaft
 war, wie verlautet, daß Hoesle neuerdings durch
 Aussagen von Julius Barmaat schwer be-
 lastet wurde. Auch sollen sich bei der Depositen- und
 Handelsbank Beweise gefunden haben, daß Hoesle erheb-
 liche Kredite von der Bank erhalten hat, und
 daß Hoesle, obgleich er schon vor zwei Monaten von einem
 Aufsichtsrat von der geringen Bonität der Depositen- und
 Handelsbank informiert war, ein Vorgehen gegen sie ver-
 hindert habe.

Chronikbeilage der „Neuen Freien Presse“.

„Aus den Memoiren der Fürstin
 Narischkin.“ Seite 10 und 11.
 „Krebsdiagnose und Geschlechtsbe-
 stimmung.“ Von Walter Finkler. Seite 11.
 „Wetterfahung.“ Von Dr. Otto Myr-
 bach. Seite 11.
 „Erster Tag in Siam.“ Von Colin Ross.
 Seite 11 und 12.

Wien, 11. Februar.

In Prag ist gestern geschossen worden. Die Feuerung
 wird ausgenutzt von der Agitation der Kommunisten, und
 die unmer wache Demagogie ist stärker als die Erwägung
 des Verstandes. Etwa zehntausend Menschen durchzogen die
 Hauptstraßen der Stadt, darunter sehr viele Frauen. Es
 wurde der Versuch gemacht, zu plündern, und als die Wache
 Widerstand leistete, fielen Revolvergeschüsse, die Angegriffenen
 mußten mehrere Salven geben, und so ist an diesem Tage
 Blut geflossen, wenn auch glücklicherweise kein Menschen-
 leben zu beklagen ist. Schon vorgestern war in der Gemein-
 ratsitzung deutlich der Einfluß kommunistischer Strömungen
 zu bemerken. Die Galerie griff in die Beratung ein. Laute
 Zwischenrufe ertönten und es bedurfte des energischsten
 Druckes, um die Schreier zu bändigen und die parlamen-
 tarische Ordnung herzustellen. Auch wir in Oesterreich
 kennen die Technik dieser Demonstrationen, deren Zweck
 es ist, die Aufmerksamkeit zu fesseln und die Aktionsfähig-
 keit vor Augen zu führen. Es ist ein Vorteil, daß nicht noch
 Ärgeres geschah und daß nicht durch eine verirrte Kugel
 Märtyrer geschaffen wurden, deren Schicksal zu neuen Er-
 regungen Anlaß bietet. Jedenfalls, solche Szenen bedeuten
 Symptome, die nicht vernachlässigt werden dürfen, Sympto-
 me der Weltkrise, der hohen Preise, die jetzt die Plage
 und das Elend aller europäischen Staaten verursachen.

Diese Plage und Marter ist so groß und der Druck der
 Massen auf die Regierung so ernst, daß wir jetzt den grau-
 haften Vorgang erleben, jetzt, fünf Jahre nach dem Kriege:
 Von neuem wird die gebundene Wirtschaft versucht, das
 Eingreifen des Staates in die normalen ökonomischen Zu-
 sammenhänge, und von neuem kommen wir in einen Zu-
 stand der Halbsozialisierung, der immerdar als Ausdruck
 der vollkommenen Hilflosigkeit und des absoluten Verjagens
 gegolten hat. In der Tschechoslowakei wie in Frankreich will
 der Staat durch Aufkauf von Getreidevorräten den Markt
 beeinflussen, er will eine solche Kraft gewinnen, daß die
 Spekulation verschüchtert wird, daß sie den Mut verliert,
 die Preise in die Höhe zu wirbeln und dem Konsumenten
 das Leben zu erschweren. So sehr jeder Wucher als geistiger
 Hochverrat mißbilligt werden muß, wer wollte andererseits
 leugnen, daß ein solcher staatlicher Vorstoß zu der schlimmsten
 Verwirrung den Anlaß geben kann, wer könnte sich der Tat-
 sache verschließen, daß dadurch auch die natürliche Preis-
 bildung ins Schwanken gerät, jede feste Basis verliert und

daß damit die öffentliche Gewalt eine Waffe in die Hand be-
 kommt, so scharf und so furchtbar, daß ein normales Ge-
 schäftsleben nicht mehr entwickelt werden kann. In Frank-
 reich möchte man alle Getreidevorräte aufnehmen, genau so
 wie zur Zeit der Blockade. Die Regierung hat die Autorität,
 bei den Kaufleuten Untersuchungen anzustellen, sie darf
 sogar die Qualität des Brotes verschlechtern und es ist, als
 wäre wirklich das Entsetzen des Rohstoffkrieges, das Ent-
 setzen der allgemeinen Verarmung noch immer nicht gebannt.

Wir möchten nicht übertreiben und nicht Schwarz in
 Schwarz malen, denn vielleicht wird der Zusammenbruch der
 Getreidehauffe in Amerika die Situation erleichtern. Aber all
 die Krämpfe der Versorgung, dieses Herumzucken und Herum-
 flackern, es ist doch nur ein Beweis, daß die Produktion ver-
 jagt und daß die Menschen weniger und schlechter erzeugen als
 noch vor kurzem. Wir haben die Ziffern in der Tschecho-
 slowakei vor Augen, die eine geradezu unerhörte Abnahme des
 Ertragnisses bei den wichtigsten Getreidearten veranschaulichen.
 Nur wenige dieser statistischen Daten seien hervorgehoben. Die
 Einfuhr an Weizen betrug im Dezember 1924 etwa hundert-
 achtundsechzigtausend Meterzentner, im Jahre vorher etwa um
 ein Drittel weniger. Die Roggenseinfuhr steigerte sich von nur
 zwölftausend Meterzentner im vorigen Jahre zu der riesigen
 Höhe von hundertdreißigtausend Meterzentner in der
 heurigen Kampagne! Noch ernster sind die Berechnungen für
 1924. Insgesamt wurden eingeführt beinahe fünf Millionen
 Meterzentner Brotgetreide gegen etwas mehr als zweihundert-
 tausend Meterzentner im vorigen Jahre. Die Einfuhr hat sich
 somit verzehnfacht. Eine unerhörte Verschlechterung, die
 deutlich die Krise der Agrarwirtschaft vor Augen führt! Auch
 der Import an Mahlprodukten hat sich im Vergleich zu
 1923 beinahe verdoppelt. Und nun das Gegenbild in der
 Ausfuhr! Sie hat sich gegen das vorige Jahr bei Brotgetreide
 auf ein Fünftel, bei Mahlprodukten auf ein Sechstel ver-
 ringert. Es mag sein, daß hierbei sehr starke klimatische Ein-
 flüsse mitgespielt haben. Ist jedoch nicht auch die berühmte
 Agrarreform zu späten, zumindest in ihren Vorläufern, und
 sehen wir nicht in allen Staaten, welche die Enteignung ver-
 suchen, die Herabminderung der Erzeugung, das Verjagen des
 Arbeitstriebs und die innere Gleichgültigkeit, die immer
 stärker die Menschen beeinflusst?

Darüber müßten genaue Untersuchungen angestellt
 werden, ohne Voreingenommenheit und nationale Abficht.
 Im ganzen ist ja der wirtschaftliche Zustand keineswegs ver-

Feuilleton.

Ferry Bératon.

(Zum 25. Todestag.)
 Von Hermann Bahr.

Aus altem Geschlecht Tiroler Patrizier kam Ferry
 Bératon, eigentlich Beratoner, am 6. Dezember 1859 in
 Wien zur Welt. Wir hatten eben die Lombardei verloren
 und zum Ersatz dafür eine neue Verfassung eingetauscht, die
 nicht hinderte, daß wir sieben Jahre darauf auch auf Venedig
 und unsere deutsche Stellung verzichten mußten, mit dem
 Ergebnis, daß, wieder ein paar Jahre später, Wien zwar
 immer noch eine Kaiserstadt blieb, aber nicht mehr die
 einzige: es gab fortan nicht mehr nur eine. Der Wiener
 ging dennoch nicht unter, er fand die Kraft, die andere im
 Glauben an die eigene Sendung suchten, in seinem radikalen
 Unglauben an sich und indem er unablässig jammerte:
 Wir schauen gut aus!, sah er wirklich von Tag zu Tag besser
 aus; die Zeit des wirtschaftlichen Aufschwunges brach an,
 ein wahrer Arbeitsstummel aller, dem doch keiner bei sich traute,
 so wenig, daß Makart, die schönste Gestalt dieser schönheits-
 trunkenen Epoche, ein malerisches Temperament wie seit
 Rubens keines, ganz vergaß, sich dauerhaften Materials zu
 verschaffen: diesem Geschlecht war der Begriff von Dauer
 entschwunden. Man fand es unbequem, an die Zukunft zu
 denken oder gar mit ihr zu rechnen; sie ließ sich nirgend

mehr sehen. Klug, wer den Augenblick im Ent-
 fliehen erfaßt und benützt! Das Rom der Kaiser
 war schon mit dieser Stimmung vertraut. Carpo diem,
 quam minimum credula postero (pflücke den Tag,
 nicht trauend dem morgigen! heißt's im Horaz und Seneca
 stimmt ein: Dum fata sinunt, vivite laeti (so lang das
 Schicksal es erlaubt, seid vergnügt) und ebenso Martial:
 Fugitivaque gaudia carpe (pflücke die Freuden auf ihrer
 Flucht). Aber der Wiener übertrifft sie doch alle noch an
 Prägnanz durch das eine Wort: Dulci! Es ist der Aus-
 druck einer ungeheuren Resignation, in der man sich die
 Kraft nicht mehr zutraut, die Zeit überlebend, aus eigenem
 Sinn noch auf das Schicksal ferner Enkel einzuwirken, in
 der man eigentlich verzichtet, vorhanden zu sein, und nur
 aus einem Rest von kaum verständlicher Scham sich genötigt
 fühlt, immerhin vor den Leuten so zu tun, als wäre man
 noch vorhanden. Das war's, wodurch das Oesterreich Franz
 Josefs in seiner gespenstischen Vitalität dem Ausland so
 befremdend, ja fast unheimlich vorkam, dieses aller Wirk-
 lichkeit längst beraubte, sich seiner Unwirklichkeit auch selber
 klar bewußte, doch mit einer unvergleichlichen Bravour aus
 dem Abglanz seiner stolzen Vergangenheit sich selber und
 den anderen noch immer eine bezaubernde Gegenwart vor-
 täuschende Reich. Daß es nur ein Dasein des Als ob war,
 konnte man, bei seinem ruhig geregeltten Gang, draußen
 nicht ahnen. Wir ahnten es auch selber nicht: jeder tat seine
 Pflicht und bemerkte darüber gar nicht, daß es längst sinnlos
 geworden war. Auch der Kaiser selbst hat es nicht bemerkt
 in seinem rührenden, selbstlosen, an sich bewunderungs-
 würdigen Pflichtgefühl, das uns jetzt Dr. Otto Ernst

zweifelt, und sowohl die Berichte über die mährische Industrie wie auch das, was über Kohle und Eisen verlautet, klingt günstiger als in den ärgsten Krisenjahren. Dennoch muß die Warnung eines Mannes beachtet werden von der Klugheit und von der wirtschaftlichen Bildung des ehemaligen Ministers Gotowec. Er erklärte in einer kürzlich veröffentlichten Rede, daß die tschechoslowakische Landwirtschaft ein Milliardenpassivum, das Montanwesen nur ein kleines Aktivum aufweise, die Zukunft des Zuckerexports sei nach seiner Ansicht ungewiß, und nur der Export der Industrie rette die Handelsbilanz. Diese Industrie ist jedoch angelegt für ein Absatzgebiet von fünfzig Millionen Einwohnern, sie ist, wie folgen immer den Darlegungen von Dr. Gotowec, in einem Staate von nur mehr dreizehnhundert Millionen. Die Eisenindustrie hat im letzten Jahre einen großen Teil des Marktes verloren. Ihre Produktion ist um zwanzig Prozent, der Export um vierzig Prozent gesunken. Wehlich steht es bei den tschechoslowakischen Lokomotiven und Waggonen und bei den landwirtschaftlichen Maschinenfabriken. Die Nachfolgestaaten und Deutschland sind die wichtigsten Abnehmer der tschechoslowakischen Rohstoffe. Die Exportkohle, das Holz und die Mineralien, das alles ist in erster Linie in die Hände des ehemaligen Oesterreichs verfallen worden. Die Hauptforderung, die Dr. Gotowec erhebt, ist, daß der Absatz in die Sukzessionsstaaten nicht nur erhalten, sondern auch erweitert werde. Erst wenn diese Erkenntnis sich den Platz an der Sonne der Mächte erobert hat, kann Wohlstand auf fester Grundlage erbaut werden. Die Schiffe in Prag sind eine ganz vereinzelte Erscheinung. Aber die Schmerzen der Teuerung sind nicht zu lennen, und hohe Preise, das ist die ökonomische Strafe für die Verirrungen der Politik.

Untergang Oesterreichs?

Von M. Aussenberg-Romarow.
Kriegsminister a. D.

Wien, 11. Februar.

Er fand ja statt — vor sechseinhalb Jahren! Jenes Oesterreich, das einst eine dominierende, später immerhin noch eine geachtete Stellung in der politischen Welt eingenommen hatte, fiel damals in Trümmer und nur ein Torso blieb zurück. Und nun — wenn man manchem Zeitungs- und sanftem Gerede glauben will — ist man unzufrieden, recht unzufrieden mit dem neuen kleinen Staate, mit uns. Das rufen uns namentlich Londoner Blätter zu, und Drohungen gibts, völlig mit dem Bakel in der Hand.

Wie liegt es nun tatsächlich bezüglich der Berechtigung des einen und der Ausführbarkeit des andern?

Kein Objektiver wird leugnen wollen, daß so manche Fehler unterlaufen sind. Doch namentlich hervorgerufen durch die inhärente Parteienzerklüftung und den steten Parteiegoismus, der die Vorteile der Partei weit über jene des Staates stellt, sich um letzteren überhaupt nur so weit kümmert, als damit der Partei — und in letzter Linie den Privatinteressen gebient werden kann. Einerseits Umsturzideen a outrance, andererseits engstirniges Verlangen nach Rückdrehen des Weltgeschicks und nach Extinktion weltgeschichtlicher Ereignisse. Es kann und soll auch nicht geleugnet werden, daß es nicht gelang, der Parasiten am Wirtschaftskörper Herr zu werden, den menschenwürdigen Unterschied zwischen erziehbarem Luxus auf Grund schieberischer, für die Gesamtheit ganz wertloser finanzieller Erfolge und verzweiflungsvoller Not zu eliminieren. Doch dieses Charakteristikum der Kriegs- und namentlich der Nachkriegszeit existiert nicht im armen Oesterreich allein, und objektive Gerechtigkeit müßte erkennen und würdigen, daß

in diesem kleinen Lande trotz all der bestehenden und namentlich der künstlich geschaffenen Schwierigkeiten vieles geleistet wurde. Das ist nun vornehmlich auf das Konto des so arg belasteten Mittelstandes zu setzen, der eingezwängt und in seinen Einnahmesquellen streng kontrolliert und kontrollierbar, die schwersten Opfer trägt und auch immer getragen hat. Sind doch auch die fast achtzigtausend Abgeordneten zu großem Teil in seine Reihen zurückgefallen und es ist nicht gut einzusehen, welchen effektiven Nutzen das peremptorische Verlangen nach weiterem Abbau erbringen soll. Man verkehrt dadurch in letzter Instanz nur die ungeheure Anzahl von Arbeitslosen und radikalisiert die Bevölkerung in schier bedenklicher Art und Weise.

Gewiß gibt es auch Fälle, wo arbeitsfähige Menschen nicht arbeiten wollen, speziell nicht in einer ihnen nicht zuzurechnenden Tätigkeit; doch diese Fälle bilden weitaus die Minderzahl. Das Hauptmotiv der Arbeitslosigkeit liegt in dem Umstand, daß es im großen Maße an nachrückender Arbeitsmöglichkeit und Arbeitsgelegenheit fehlt. Dafür ist aber — weitaus in erster Linie — das Diktat von Saint-Germain verantwortlich. Auf Grund eines ermarteten, den Tatsachen widersprechenden Zuständnisses einer ausschließlich eigenen Kriegsschuld wurde ein Staat konstruiert, das allen geopolitischen und sonst durch die Vernunft gegebenen Grundsätzen widerspricht. Sei es Mangel an primitiven geographischen, wirtschaftlichen und volkspolitischen Kenntnissen, seien, beziehungsweise waren es die Einflüsse von Männern, die ihr früheres Vaterland schon lange verraten hatten — es wurden da Grenzen gezogen, innerhalb deren die sechshundert Millionen Menschen nicht leben, das heißt keine mögliche Existenz finden können. Zu einem Agrarstaat fehlt anbaufähiger Boden fast zu zwei Dritteln, für Industrie fehlen Bodenschätze, namentlich Kohle und die Grenzperren, deren Etablierung man den Sukzessionsstaaten zugestanden hat, vollenden die Unmöglichkeit, daß sich dieser kleine Staat, selbst bei bestem Willen seiner relativ zu zahlreichen Bewohner, auf eigene Füße stellen, also sich selbst erhalten kann.

Das ist eine gegebene, vielmehr künstlich geschaffene Tatsache, die selbst durch die äußerste Strenge und die brutalste Gewalt nicht eliminiert werden kann.

Was würde es denn heißen, wenn — wie dies manchmal ventiliert wird — wenn man irgendwelche fremde Truppen zum Einmarsch beschleunigen würde? Ganz abgesehen, daß dies zu Gewaltkämpfen gegen eine verzweifelte Bevölkerung Veranlassung geben könnte, würde durch eine gewaltsame Akkupation nicht eine eiltige Grundbedingung verbessert werden, die dem wirtschaftlichen Aufbau, der Rettung des mißhandelten Landes dienen könnte. Es aber nochmals zerreißen und fremdnationalen Staatsgebilden zuweisen? Ja, wie verträglich sich denn dies mit dem einst drohndend hinausposaunten Hauptgrundrecht des freiwilligen Zusammenschlusses der Nationen?

Das einzige, auf das mit Sicherheit zu rechnen wäre, bestünde in einem wilden Ausschäumen radikalster Elemente. Diese etwa in Blut erstickten zu wollen, wäre ein gefährliches, ja aussichtsloses Experiment. Denn von diesem, im Herzen Europas gelegenen, künstlich geschaffenen Explosionsherd könnten Feuergeburten in alle Lande überspringen, wo es Zündstoff gibt. Dazu gehören aber derzeit alle Länder Europas, an dessen östlicher Flanke das ungeheure Bolschewistreich gelegen ist!!

Gewaltexperimente könnten ausschließlich nur zu einer Gewaltdiktatur führen — das mögen alle bedenken, die, unter den gegebenen Umständen, etwa mit Anwendung von Gewaltmaßnahmen rechnen.

Zusammenschluß aller Staaten im Donaubecken? Nun, da höre man doch das Echo, das diese Idee bei den Sukzessionsstaaten gefunden hat und von ihrem großwahnigen

Standpunkt aus auch finden muß, zumal sie die durch die dagewesene Schicksalsfügung erzwungene Peine ganz gewiß nicht lassen wollen. Damit aber das jüngst — doch aus ganz anderen Motiven — propagierte Aushungersmittel eines engen Zusammenschlusses Oesterreichs und Ungarns zustande komme, müßte jedem denkenden Oesterreicher ein über-schäumendes Maß an Selbste gereicht werden. Auf daß er ver-gesse, was für Vorteile die Verbindung mit Ungarn ihm gebracht hatte zu einer Zeit, da Oesterreich wirtschaftlich und militärisch der weitaus stärkere Kompazitent war und immerhin in Wien die gemeinsamen Angelegenheiten ent-gütlich beschloffen und redigiert wurden. Entgegengehenden einem künftigen Zustande, da die Kraftkomponenten genau umgekehrt liegen und eine andere Stadt sehr bald souverän herrschen wollte und würde. Für Oesterreich müßte daraus ein wahres Helotentum resultieren, das aber kein noch so gebogener Oesterreicher wünschen kann.

Nein, nein, es hilft nichts; da nun einmal das Unglück der Friedensdiktate geschaffen wurde und trotz der so vehement auftretenden Folgerscheinungen nicht die geringste Absicht besteht, in dieser Richtung eine vernünftige Milderung ein-treten zu lassen, so erübrigt gar nichts anderes, als Oesterreich so lange und auch unter Opfern finanziell zu stützen, bis es — bei intensiver Arbeit — seine Industrie und sein Ge-schäftsleben auf jene relative Höhe gebracht hat, die ihm eine bescheidene Existenz ermöglicht.

Man täusche sich nicht: Eine Katastrophe des im Zentral-punkt Europas gelegenen Oesterreich würde die Katastrophe des ganzen Weltteils zur logischen und unausweichlichen Konsequenz haben.

Die Ausweisung des Patriarchen Konstantin.

Von unserem Korrespondenten.

Konstantinopel, 6. Februar.

Seit dem Abschluß des Friedens von Lausanne hat man einigmal schon versucht, gesprengte Brücken wieder auf-zubauen, zerrissene Bänder wieder anzuhäufeln. Man war auch manchmal dem Ziele schon sehr nahe, ohne es aber bisher erreichen zu können. Die Bemühungen des türkischen Gesandlegierten in der Internationalen Austauschkommission, Tewfik Ruscudi Bey, sind nicht unbekannt, auch nicht die relative Verhältnißlichkeit und das Entgegenkommen des gegenwärtigen griechischen Ministerpräsidenten Papana-stasiu. Doch immer, auch als Tewfik Ruscudi Bey einen fertigen griechisch-türkischen Vertragsentwurf nach Angora brachte, kam irgendeine der Fragen, deren Lösung der Lausaner Vertrag als verhängnisvolles Erbe einer späteren Zeit und direkten Verhandlungen überlassen mußte, dazwischen und warf Klänge und Einwände, Verhältnißlichkeit und gute Absichten zerwürfend über den Haufen. So auch dieses Mal, und dieses Mal zerstörender als je, da sich zu den bisherigen Ursachen der Rassenfeindschaft und der politischen, kontrastierenden Tendenzen des Verhärtete religiöser Gegenätze und traditionellen Glaubenshasses hinzugesellte.

Von allem verunstaltenden Wulst phantastischer Nach-richten und Gerüchte freigelegt, reduzierten sich die Fragen des ökonomischen Patriarchats und die sich anschließenden Ereignisse auf folgenden Tatbestand: Die türkische Regie-rung hat einen in Anatolien gebürtigen Griechen, Konstantin Araboglu, der nach den Bestimmungen des Lausaner Vertrages und laut Beschluß der quasi souverän ent-scheidenden Internationalen gemischten Austauschkommission als austauschbar anzusehen war, über die Grenze verwiesen. Konstantin Araboglu war Metropolit und Mitglied des Heiligen Synods und wurde als Konstantin VI. zum

Interessante, wenn auch nicht immer taktvolle Schrift über „Kaiser Franz Josef in seinen Briefen“ (Wien, Nikola-Verlag) von Tag zu Tag an der Arbeit beo-bachten läßt. Minima non curat praetor, darum übernahm sie bei uns der Kaiser selbst; Karl der Fünfte hat sicherlich weitaus nicht so fleißig regiert. Franz Josef war auch darin die wahrhaft symbolische Gestalt jenes herabgekommenen Reiches, das aus Trägheit noch immer in Bewegung blieb, als längst nichts Bewegendes mehr da war: kein Wille, kein Ehrgeiz, kein Tatendrang, kaum noch ein Schatten von Erinnerung an die mächtige Vergangenheit. Und die Jugend? wird man fragen. Des Kron-prinzen Rudolf und Erzherzogs Johann Schicksal antworten darauf. Der bürgerlichen Jugend Herz aber schlug für den Gewaltigen im Sachsewald, eben den Mann, an dem Oester-reich vergangen war. Doch man tröstete sich: Jugend muß austoben! Sie hat sich auch richtig in manchen Exemplaren durch getreuen Hochverrat bis zum Geheimen Rat emporgelobt. Man war damals bei uns sehr duldzaam und ließ sich alles gefallen, sofern es nur den vorgeschriebenen Dienstweg ging. Das galt auch in der Kunst. Kunst galt als ein Beruf wie jeder andere, Kunst stand jedem frei, wofür er den für diesen Beruf vorgezeichneten Dienstweg ging. Man hatte das Recht, Künstler zu werden wie Notar oder Bezirksrichter. Nur daß sich jemand eines Tages selber zum Künstler er-kennt, das war natürlich nicht erlaubt, so wenig als einer sich plötzlich selber zum Notar ernennen darf, bloß mit der Behauptung, ein geborener Notar zu sein. Denn das könnte nämlich jeder sagen und da hört dann ja jede Möglichkeit einer Evidenzhaltung auf. Leute, die nicht den gewohnten Dienstweg gingen, Leute, die nicht auf Zeugnisse, sondern auf das Bewußtsein ihrer Bestimmung, ihrer inneren Be-rufung pochten, gar aber Leute, die den Verdacht erregten, sich auszeichnen zu wollen, wurden von vornherein als Ver-triebshörner Oesterreichs empfunden. Auszeichnung war etwas, was in die Kompetenz der Behörden fiel. Sich selber auszeichnen zu wollen, war ein anmaßender Uebergriff. Der Oesterreicher galt nur genau so viel, als er sich der fran-zösischen Lebensform: der bürokratischen anzuweisen oder immerhin anzuweisen verstand. Etwas zu sein half einem nichts, es galt erst, es real erst in Kraft, wenn man dazu erkannt war. Die sehr gemischte Gesellschaft, die um

1890 unter dem Namen Jung-Wien protokolliert wurde, war im Grunde nichts als ein Aufruhr gegen diesen Zwang, auch in der Kunst immer schon brav den Dienstweg zu gehen. Ein Sinn, Kraft und Ziel der Begabung einander fremd, waren die paar jungen Leute, die sich im Café Ori-entale verschworen, nur in dem Glauben eins, der Künstler sei schon durch sein bloßes Dasein, dadurch allein, daß er erscheint, hinreichend legitimiert und könne dankend auf jederlei Beglaubigung, Anerkennung oder gar Veramt-lichung welcher Art immer verzichten. Niemand unter uns hat diesen Stolz des Künstlers, daß nur er selber ganz allein in seine Würde sich einsetzen, aber auch nur er, wenn er sie vergebend, sich wieder absetzen kann, mit solcher Leidenschaft erfaßt wie dieser herrliche Sturmwind Jerry Veraton. Er rief im Kampfe für die Freiheit und Würde der Kunst und gegen das Bürokraten und Dienern der Künstler nicht bloß alle Kraft, ja sein Leben aus, sondern am Ende fast auch seine Kunst. Das Beste verdanken neue Bewegungen immer den großen Begreifern, den Vorreitern, die dann, wenn der Sieg gewonnen ist, vergessen werden.

Veraton ging ganz schulgerecht an: erst in der Akademie bei Gripenkerl, dann bei Canon, der gleich sein starkes Talent erkannte, dann bei Passini in Venedig. Sein Maler-herz ging ihm erst in Paris auf, er hatte Glück, stellte im Salon aus und gewann 1884 in Rizza die goldene Medaille. Sein Unglück begann, als er heimkehrte. Daheim war man noch nicht so weit, Plein air galt in Wien noch für unerlaubt, es störte liebe Gewohnheiten, an denen man im Künstlerhause hing, und Veraton wollte nicht verstehen lernen, daß der Wiener sich gern den Spatz macht, allem Neuen, besonders aber wenn es ihm gefällt, zunächst mit Entschiedenheit Nein zu sagen. Der Wiener ist ein großer Herr, der aber schon damals begann, sich nicht mehr ganz sicher zu fühlen, und er hat gehört, große Herren erkenne man daran, daß sie sich durch nichts imponieren lassen; er fürchtete immer mit einem Parvenü verwechselt zu werden, und überläßt darum Neuerungen lieber den Berlinern. Um Aufträge zu kriegen, stürzte sich unser armer Jerry nun auf das, was man damals die Wiener Gesellschaft hieß; es war ein verschwimmender Be-griff. Er malte den Sänger Blauvert, Räimets, die Bellu-cion, unseren lieben genialischen Adalbert v. Goldschmidt,

auch einen, der an Wien oder richtiger: am Wiener in ihm zugrunde ging (Wiener, die lange in Paris gelebt haben und dann, heimgekehrt, Wien behandeln zu können meinen, als wenn es Paris wäre: das wäre noch ein ganz besonderes Thema, an dem auch die Tragik Veratons noch verständ-licher würde), er malte Damen der Finanzaristokratie. Zwischendurch war's dann auf einmal wieder der moderne Künstler mit der Lust an jedem Experiment, der ihn plötzlich sich pointillistisch zu versuchen trieb. Er hat alles versucht, aber immer fünf Jahre bevor der Versuch dann zur Mode und zum Geschäft wurde. Doch ihm genüge nicht, in seiner eigenen Kunst Sauerkeit zu sein, er war auch in der Literatur immer voran, er wäre heute sicherlich mit seinem ganzen schloffen, stürmischen Enthusiasmus atonal. Er war's, der jene Vorstellung von Maeterlincks „L'Intruse“ im Josefstädter Theater bewirkte, die literarisch denkwürdig wurde als erstes Stelldichein oder gewissermaßen Parade der gesamten damals in Wien für „die Moderne“ disponiblen Geistesmacht. Wir hatten, als wir das Theater mieteten, beide zusammen nicht fünf Gulden in der Tasche und ich bin heute noch ungewiß, ob die Schuld überhaupt schon bezahlt worden ist. In solchen Handstreichen war der tapere Jerry von un-vergleichlicher Bravour, keinen reineren Don Quixotte der Kunst hat unsere Zeit gesehen. Aber sein Unglück blieb: die Zeit kann ihm niemals nach, er war ihr immer schon wieder um eine Rajenlänge voraus.

Auf einer russischen Reise mit Alfred Grünfeld hat er sich den Todeskeim geholt. Seitdem Krankheitsleiden rief 1899 Adalbert v. Goldschmidt nach Venedig. Dort hat er nach tapfer pointillistisch gemalt. Auf die Nachricht, daß ein Bild von ihm in Wien verkauft worden, erwiderte er: „Ja, jetzt, wo die Wiener wissen, daß ich auf'm Hund bin, wollen's meine Kunst anerkennen!“ Seine letzten Aufzeichnungen beginnen mit dem Satz: „Das Schicksal hat seine Lawnen, sie sind nicht immer freundlich.“ Dann schildert er sich als „einen vom Schicksal gefällten Mann, mit der vergeblichen Frage: Warum?“ Er blickt auf sein Leben zurück und sieht sich als Jüngling „hoffnungsstark, zukunftsgeheult, im Freude-gefühl des beginnenden Kampfers.“ Und dann steht da der Satz, den kein Römer härter hätte prägen können: „Über der Mut in ihm ließ ihn nicht zur Ruhe kommen.“